

# Ohne sie

Manfred Kiefer

*»Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es tun! Aber das geht nicht; und ich muss nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu dusehn.«*

Gotthold Ephraim Lessing, Brief an Johann Joachim Eschenburg,  
14. Januar 1778

Wenn Vera durch einen Anschlag ums Leben gekommen wäre, dann wüsste ich wenigstens, gegen wen sich mein unbändiger Hass richten würde. Aber so bleiben nur ohnmächtige Wut, Trauer und Verzweiflung. Krebs, was ist das? Der Name geht auf Hippokrates zurück, die von Blutgefäßen umgebenen Tumore erinnerten ihn an das Fluss- und Meeresgetier, lese ich im *P. M. Magazin*. Warum stoße ich immer wieder auf solches Zeug? Krebs ist nicht gleich Krebs. Das weiß ich inzwischen, und Eierstockkrebs gehört zu den aggressivsten Krebsarten mit den geringsten Überlebenschancen.

Wir warteten auf den nächsten Termin in der Onkologischen Schwerpunktpraxis in Speyer. Vera stand am Tresen und sprach mit der Arzthelferin. Ich trat ein paar Schritte zurück und blätterte in einer der auf einem kleinen Tischchen ausgelegten Broschüren. »Eierstockkrebs wird meist zu spät erkannt. Das macht ihn zu einem sehr tückischen Tumor. Da der Eierstockkrebs keine Frühsymptome zeigt, wird er in 75 % der Fälle erst erkannt, wenn der Krebs bereits Metastasen innerhalb oder außerhalb des Beckens gebildet hat. Eine Heilung ist in diesen Fällen meist nicht möglich«, las ich dort. Mir wurde schwarz vor Augen, und ich hatte das Gefühl, mir werden die Beine weggehauen. Ich schwankte kurz. Gut, dass sie das nicht gesehen hat. Ihr gegenüber spielte ich meist den Optimisten.

Immer wieder frage ich mich, ob es nicht besser gewesen wäre, in der Zeit von Veras Krankheit ein Tagebuch zu führen. Dann hätte ich jeden Moment der Angst, der Verzweiflung, aber auch der Hoffnung genau festhalten können. Aber hätte ich das wirklich gewollt? So bleibt nur die Erinnerung, die jeden Tag schwächer wird. Das Beste, was ich tun kann, ist nachträglich, aus den Quellen sozusagen – die ganzen Arzt- und Krankenhausberichte, die Auseinandersetzungen mit der Versicherung, ein paar E-Mails, das habe ich ja noch – eine Art Tagebuch zu rekonstruieren. Meine Mutter hat die Krankengeschichte meines Vaters so gut dokumentiert, dass einer der ihn behandelten Ärzte darüber regelrecht in Begeisterung ausgebrochen ist.

Begonnen hat alles, zumindest soweit mir bewusst ist, Ende Oktober 2015. Wir waren auf einem unserer üblichen Kurzurlaube in München – ich bin nachträglich froh, dass wir uns das immer mal wieder erlaubt hatten. Allerheiligen war 2015 auf einen Sonntag gefallen, sodass ich nicht von einem zusätzlichen Urlaubstag profitieren konnte. Ich hatte mir aber schon am Freitag Urlaub genommen. Wie öfter schon hatten wir uns im Hotel »Erzgießerei« einquartiert, das direkt neben der Wohnung meiner Cousine Iris liegt.

Abends gingen wir zusammen in die »Trattoria San Benno«. Ich weiß nicht mehr, was wir gegessen haben, aber es war sicher keine Pizza. Vielleicht waren es Tagliatelle »San Benno« mit Rinderfiletspitzen und frischen Champignons, dazu eine Flasche schöner Rotwein. Vera aß nicht viel, sie hatte in letzter Zeit Probleme mit üppigeren Abendmahlzeiten. Auf dem Weg zurück ins Hotel klagte sie über heftige Bauchschmerzen und Übelkeit. Ob das Öl wohl schlecht oder das Essen sonst irgendwie verdorben war? Das konnte doch nicht sein, da Iris und ich das Gleiche gegessen hatten. Nach einer sehr unruhigen Nacht, in der sie sich sogar einmal erbrechen musste, fuhren wir am Sonntagmorgen nach Hause.

»Du musst zum Arzt gehen«, drängte ich sie. »Ach was, du weißt doch, ich hatte schon immer Probleme mit meiner Ver-

dauung. Meine Tante sagte immer, meine Windeln konnte man ausschütteln, so trocken waren die.« – »Lass doch diese alten Geschichten. Das hast du mir tausendmal erzählt. Außerdem ist es jetzt anders. Du hast doch eher mal Durchfall.« Der Arzt tippte auf ›Reizdarm‹ und verschrieb ihr Indische Flohsamen, die inzwischen als Wundermittel gehandelt werden, wenn es um die Linderung von Darmbeschwerden geht. Es bringt ihr wenig bis nichts.

Trotzdem kann ich sie überreden, Silvester in Berlin zu verbringen. Pragmatisch wie sie immer war, meinte sie nur, sie nähme die Dose mit dem »Zeugs« mit und würde sich immer vor den Mahlzeiten »die Pampe« anrühren.

Für das Silvesterarrangement, das wir im »Grünau Hotel« gebucht hatten, waren wir schon am 30.12. angereist. Der 31.12. ist auch mein Geburtstag. Vor dem Frühstück bekomme ich noch eine Geburtstagsüberraschung, da Vera Geschenke mitgenommen hat. Wir fahren danach nach Köpenick. Im Rathaus gibt es eine kleine Ausstellung zum »Hauptmann von Köpenick«. Wir wärmen uns ein bisschen auf und laufen anschließend zum Schlosspark. Danach geht's zur Dorfanlage Kietz. Der Kietz war ursprünglich eine slawische Fischersiedlung südöstlich von Köpenick. Mich erinnert vieles an die kleinen Häuschen im Speyerer Hasenpfehl. Zurück im Hotel gibt es um 15 Uhr Kaffee und Kuchen. Wir machen uns dann schick für den Abend. Vera zieht ihr blaues Samtkleid an, das sie schon lange nicht mehr getragen hat, dazu einen hellblauen Glitzerschal, Strassohrringe und schwarze Stiefel, so wie sie mir am besten gefällt: eine attraktive und begehrenswerte Frau, obwohl sie auf die Sechzig zugeht. Zudem legt sie ihr »Carolina Herrera«-Parfum auf, was sie selten und nur zu wirklich besonderen Gelegenheiten tut.

Um 19 Uhr, kurz bevor wir zum Tisch geführt werden, fragt mich eine Hotelangestellte, ob der Conférencier meinen Namen nennen dürfe. Auf meine Zusage wird mir etwas später zum Geburtstag gratuliert und »Happy Birthday« angestimmt; ich bekomme auch eine Flasche Sekt. Am Tisch sitzen wir bei einem

Ehepaar aus Kaarst. Wir unterhalten uns gut und angeregt. Zwischendurch geht ein Zauberer, der eingangs als Conférencier fungierte, von Tisch zu Tisch und führt seine Kunststücke vor. Um Mitternacht bekommen wir ein Glas Champagner zum Anstoßen. So ausgelassen waren wir schon lange nicht mehr. Es war unser letzter fröhlicher Abend. Nach Mitternacht gehen wir auf die Hotelterrasse, wo ein paar Hotelangestellte ein großes Feuerwerk abbrennen. Es ist kalt und fängt an zu regnen. Ich drücke und umarme Vera. Wir gehen zurück und sitzen noch bis etwa 1:30 Uhr am Tisch und gehen dann ins Bett. Am Neujahrsmorgen schlafe ich das letzte Mal im Leben mit ihr.

Ein knappes Jahr (genau 357 Tage) hatten wir noch zusammen, von der schrecklichen Diagnose bis zum Ende. 146 Tage davon verbrachte sie in drei verschiedenen Krankenhäusern. Obwohl jeder einzelne Tag davon kostbar war, sind mir nur wenige im Gedächtnis haften geblieben. Ein paar schöne, aber mehr schreckliche.

Immer wieder höre und lese ich jetzt von Fortschritten in der Krebsdiagnostik und -therapie: »Eierstockkrebs – Forscher entwickeln Screening-Verfahren zur Früherkennung: Professor Martin Widschwendter und seine Kollegen vom University College London haben nach jahrelanger Forschung ein Screening-Verfahren entwickelt, mit dem es möglich ist, die verräterischen Zeichen von Eierstockkrebs exakt zu identifizieren und zu bekämpfen, bevor es zu spät ist.« Für mich klingt das wie ein Hohn.

Im Januar beschließt Vera, eine Darmspiegelung machen zu lassen. Ich habe das selbst vor ein paar Jahren mal gemacht. Am Unangenehmsten war die Zeit davor, man muss fasten und bekommt noch ein Abführmittel, um den Darm gründlich zu entleeren. Von der Untersuchung selbst habe ich durch die Narkose nichts mitbekommen. Vera hat kaum Probleme mit dem Abführmittel, aber der Darm will sich nicht so richtig entleeren. Am 28.1. fahre ich sie am Vormittag in die Praxis und soll sie nach ein paar Stunden wieder abholen. Früher als erwartet kommt der Anruf: ich soll sie abholen.

»Ambulante Koloskopie wegen Schlingenbildung nicht möglich« hieß es im Bericht an den Hausarzt. Das ließ nichts Gutes ahnen. Weitere Tage mit quälend langen Diskussionen schließen sich an: Vera möchte nicht ins Krankenhaus, sie, eigentlich wir alle, hat und haben Angst vor der Gewissheit. Das Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus am Ort hat einen guten Ruf, ist sogar Lehrkrankenhaus der Medizinischen Fakultät Mannheim der Universität Heidelberg. Der Hausarzt schreibt eine Einweisung. Am Morgen des 22. 2. fahre ich sie hin. Die Aufnahme geht zügig. Durch eine Zusatzversicherung, die wir schon vor vielen Jahren abgeschlossen haben, hatten wir Anspruch auf »Wahlleistungen« und kamen in den Genuss einer Chefarztbehandlung. Ob das ein Mehr an Sicherheit bringt? Eine junge Assistenzärztin macht die Anamnese und Eingangsuntersuchung:

»Guter Allgemeinzustand, normaler Ernährungszustand, GCS 15. Patientin zu allen Qualitäten orientiert. Haut und Schleimhäute unauffällig, keine peripheren Ödeme. Kein Klopfschmerz über der Wirbelsäule. Atmung regelrecht, vesikuläres Atemgeräusch ohne Nebengeräusche. Herztöne rein, rhythmisch, keine patholog. Herzgeräusche. Abdomen weich, leichter Druckschmerz im Epigastrium, keine Abwehr. Darmgeräusche in allen Quadranten regelrecht« schreibt sie in den Befund.

Bei der Koloskopie gibt es wiederum kein Durchkommen: Kompletverschluss des Darmlumens vermutlich von außen oder von oberhalb sitzendem Tumor, PE. Abbruch der Untersuchung.

Sonographie und CT schaffen Gewissheit: »Bild einer ubiquitären, z. T. grobknotigen Peritonealkarzinose. Aszites« hieß das in der Sprache der Mediziner. Krebs! Das Schreckenswort stand im Raum.

Die OP war für den 29. 2. angesetzt (einen Tag vor ihrem sechzigsten Geburtstag!). Iris war eigens aus München gekommen. Zu Hause warten wir auf den Anruf von Dr. J. Er hatte versprochen, sich gleich nach der OP zu melden und über das Ergebnis zu berichten, dafür hatte ich ihm extra meine Handynummer ge-

geben. Irgendwann halte ich es nicht mehr aus, gehe zur Toilette und erleichtere mich. Gerade bin ich fertig, habe aber noch nicht gespült und noch nicht mal die Hosen hochgezogen, da klingelt mein Handy. Es ist Dr. J. Was für eine grotesk-absurde Situation, könnte er mich jetzt so sehen. Ich sage nur hastig: »Ja?« »Es war eine sehr schwere Operation«. Dann erzählt er, was alles entfernt werden musste. Ich bekomme nicht alles mit und verstehe nur, dass sie ihr den halben Unterleib herausgeschnitten hatten. »Es bleiben noch Tumorreste«. Ich schlucke. »Aber es geht ihr gut?« – »Den Umständen entsprechend. Morgen können Sie sie auf der Intensivstation besuchen.«

Ihren sechzigsten Geburtstag hatten wir anders geplant. Ich hatte schon zwei Zimmer für uns und die beiden Jungs in einem kleinen Hotel an der Weinstraße gebucht. Dort wollten wir mit einem schönen Abendessen zu viert feiern. Nun lag sie da auf der Intensivstation, intubiert, sediert, künstlich beatmet. Vom Lärm durch den Umbau des Krankenhauses – irgendwo wurde ständig gebohrt, gehämmert, getackert – bekam sie nichts mit. Iris war mit mir gekommen. Wir durften nur abwechselnd zu Vera. Da lag sie, weiß im Gesicht, angeschlossen an Überwachungsgeräte. Statt Baulärm herrschte für einen Moment Stille. Das einzige Geräusch, das zu hören war, war dieses »Ssst«, »Klick«, »Fffft« und »Plopp« der Beatmungsmaschine. Ich ergriff ihre Hand und sagte leise: »Bleib bei mir«.

Bis zum 5. März wurde sie noch »intensivmedizinisch überwacht«. Wenigstens wurde sie schon am 2. 3. »extubiert«, sodass wir ein bisschen plaudern konnten. Sie war sehr schwach, aber ansprechbar. Dass ihr neben dem kompletten Gebärapparat auch fast der ganze Dickdarm entfernt worden war, wollten wir zunächst gar nicht so genau wissen. Kann man nach Entfernung des Dickdarms noch »normal« leben? Die Mediziner sagen Ja. Der Dickdarm sei kein lebenswichtiges Organ; er diene vor allem der Eindickung des Stuhls. Und darauf ließe sich auch verzichten. Seine Entfernung bedeute also keine Einschränkung der Lebensqualität. Die Afteröffnung verschließt der Chirurg mit einer

Naht, als neuer Darmausgang wird ein künstlicher Darmausgang (*Stoma* oder *Anus praeter*) angelegt. Bei gutem Heilungsverlauf kann in einer späteren, zweiten Operation dieser vorübergehende künstliche Darmausgang »zurückverlegt« werden. Es war ein Schock, schlimmer noch: Einmal dieselbe Krankheit zu bekommen wie ihre Tante war immer eine Schreckensvorstellung für Vera gewesen. Immerhin hatte die Tante noch sechs oder sieben Jahre mit »dem Ausgang«, wie sie es nannte, gelebt. Angesichts des medizinischen Fortschritts in fast vierzig Jahren sollte uns das doch etwas Hoffnung geben. Wir hatten beide die zerstörerische Kraft dieser schrecklichen Krankheit unterschätzt. Die Mediziner meinten, die meisten kämen auch auf Dauer mit einem Stoma gut zurecht. Die Stomatherapeuten im Krankenhaus und später bei uns zu Hause gaben sich alle Mühe, aber Vera kam einfach nicht mit dem künstlichen Ausgang zurecht. Lange Zeit übernahm das ambulante Hilfezentrum die Stoma-Versorgung, bis es mir schließlich zu viel wurde. Ich konnte es einfach nicht mehr ertragen, dass immer wieder neue Pflegekräfte und Praktikanten durch unser Badezimmer marschierten und Vera in einem der intimsten Bereiche ihres Lebens auf fremde Hilfe angewiesen war. Schließlich haben wir beide Angst und Ekel überwunden und das Stoma alleine versorgt – nicht immer geschickt, manchmal zerschnitt ich oder sie eine Platte, mal wurden die Beutel knapp, was uns am Wochenende in Panik versetzte.

Am 5. März kam Vera auf die Normalstation. Wahlleistungsstation hieß das. Sie war im Zweibettzimmer, hatte eine etwas größere Auswahl an Mahlzeiten – was aber weitgehend bedeutungslos war, da sie nur wenige Speisen vertrug und immer wieder mit Übelkeit und Erbrechen zu kämpfen hatte. Da dort weniger Patienten zu versorgen waren, hatte das Pflegepersonal auch ein bisschen mehr Zeit für den Einzelnen. Vera kam durch ihre umgängliche Art mit allen gut zurecht, auch mit den allermeisten »Bettnachbarinnen«. Eine davon, eine ältere Dame aus einem Dorf in der Umgebung von Speyer, stellte sich sogar als entfernte Verwandte heraus. Als sie dann noch erwähnte, dass

sie mit ihrem Mann auch schon ein paar Wochen in Brasilien verbracht hatte, war der Gesprächsstoff für die nächste Zeit gesichert. Tage und Wochen vergehen mit kleinen und kleinsten Fortschritten und vielen Rückschlägen. Jeder Meter mehr, den sie mit den Physiotherapeuten oder mir auf dem Krankenhausflur laufen konnte, war ein kleiner Erfolg. Jeder Tag, an dem sie sich nicht erbrechen musste, war ein guter Tag. Mitte des Monats war es endlich etwas wärmer geworden, sodass ich sie mit dem Rollstuhl durch den weitläufigen Garten des Krankenhauses schieben konnte. Wir genossen beide die frische Luft, aber sie schien sich ein bisschen zu genießen, wie eine hilflose alte Frau zu erscheinen. Sollte sie so den Rest ihres Lebens verbringen? »Nein«, sagte ich zu ihr, »du wirst sehen, das wird alles wieder. Wir müssen nur Geduld haben«.

Ich war fast jeden Tag im Krankenhaus, mal am frühen Vormittag (bevor ich mit der Arbeit anfang – ich hatte ja das »Glück«, von zu Hause arbeiten zu können), mal am späten Nachmittag. Oft lösten mich auch die Jungs ab, manchmal (meist am Wochenende) waren wir auch alle bei ihr. Ansonsten haben wir viel telefoniert. Vera mochte keine Smartphones. Um trotzdem nicht auf die Telefone in den Krankenhäusern angewiesen zu sein, habe ich ihr ein schickes Klapphandy gekauft, kein »Oma-Teil« – das hätte nicht zu ihr gepasst, sie sah trotz ihrer schweren Krankheit immer noch jung aus. Ja, wir haben viel telefoniert, manchmal, wenn sie mich nicht gleich erreichte, sprach sie auf den Anrufbeantworter. Ich habe es bis jetzt nicht fertiggebracht, diese Nachrichten zu löschen, geschweige denn wieder anzuhören.

Am Freitag, den 15. April, durfte sie endlich nach Hause. Erstmal gab es Hektik, weil der Entlassungstermin mehrfach verschoben worden war. So hatte ich keine Zeit mehr, beim Hausarzt Rezepte für die Medikation der nächsten Wochen zu besorgen – freitagnachmittags war die Praxis geschlossen. Eine der Schwestern gab mir eine »Notfallration« aus dem Krankenhaus mit, um das Wochenende über versorgt zu sein. Die Liste der Medikamente war lang: Schmerzmittel, Mittel gegen die

Übelkeit, Magenschutz, Mittel zur Darmberuhigung und einiges mehr. Ich dachte mir, wenn ich mich penibel an die Verordnungen halte, kriegen wir das alles wieder hin. Bevor ich sie abholte, besorgte ich noch einen großen Blumenstrauß aus roten Rosen und weißen Lilien. Zuhause habe ich sie gleich mit dem Strauß auf dem Tisch im Vordergrund fotografiert und das Foto an alle Freunde verschickt. Sehr zerbrechlich sah sie aus und sehr blass, aber immer noch schön. Die erste Chemo im Krankenhaus hatte ihren langen Haaren nichts anhaben können. Mit jetzt sechzig Jahren war ihr Haar immer noch dunkel, nur an den Schläfen zeigten sich ein paar klitzekleine graue Härchen.

Am Samstag kochten wir seit langer Zeit wieder zusammen. Es gab »Gefüllte Zucchini«, ein einfaches, aber schmackhaftes Gericht. Es war einfach schön, wieder etwas mit ihr zusammen machen zu können. Ein Stück Normalität zu genießen. In der Zeit ihrer Abwesenheit hatte ich die Haushaltsführung übernommen. Das Kochen war mir nicht schwergefallen, ich war ihr früher schon zur Hand gegangen und hatte mir einiges abgeguckt. Das Waschen schon. »Du kannst einen Computer bedienen, also auch eine Waschmaschine«, hatte sie lächelnd im Krankenhaus zu mir gesagt. Etwas grummelnd und nach dem »Studium« der Bedienungsanleitung der Maschine, versuchte ich es – und siehe da, es ging. Nicht alle Tage verliefen harmonisch. Einmal war sie gerade dabei, einen Salzstreuer löffelweise zu befüllen, wobei ihr immer wieder einige Salzkörnchen danebengerieten. »Komm, lass mich das machen«, sagte ich und versuchte ihr den Salzstreuer etwas grob aus der Hand zu nehmen. Sie hielt aber daran fest. »Lass mich einfach machen«, sagte sie erregt. »Du traust mir ja gar nichts mehr zu.« So ging es eine kleine Weile hin und her, bis ihr der Streuer aus der Hand fiel und fast das ganze Salz sich auf der Kochfläche zerstreute. »Übernimm doch nicht immer für alles und jeden die Verantwortung!« Diesen Vorwurf hatte sie mir oft gemacht. In einer ruhigen Minute lachten wir dann darüber. »Das war schon slapstickreif«, meinte Vera.

Die Empfehlung des interdisziplinären Tumorboards vom 14.3.2016 war: Systemische Therapie mit Paclitaxel und Carboplatin plus Bevacizumab ggf. erst im Verlauf.

Die Onkologische Schwerpunktpraxis war mir unheimlich. Das hatte nichts mit der Einrichtung zu tun. Im Gegenteil, das Ambiente war hell und freundlich. Aber bei mir löste jeder Gang dorthin, vom Parkplatz zum Eingang, eine bedrückend-düstere Stimmung in mir aus, obwohl ich mich immer sehr bemühte, dies Vera ja nicht bemerken zu lassen. In der Praxis sah man Menschen jeden Alters, einigen davon sah man die Schwere der Erkrankung deutlich an. Bei anderen bemerkte man davon überhaupt nichts, sie sahen rosig und gesund aus. Krebs kann jeden treffen! Neben Empfang, Praxisräumen, Wartebereichen und Labor gab es einen großen Raum, in dem Patienten an den Wänden und über den Raum verteilt auf großen, »bequemen« Sesseln saßen, neben sich an einer Stange die Infusionen, die langsam das Gift in ihre Adern tröpfeln ließ. Ja, Gift! All diese Medikamente basieren auf Zellgiften, sogenannten Zytostatika, die Krebszellen abtöten oder ihr Wachstum hemmen sollen. Aber auch normale Zelltypen, die sich ähnlich schnell vermehren wie Tumorzellen – Schleimhaut, Haarwurzelszellen oder blutbildende Zellen – bleiben nicht von der schädigenden Wirkung verschont.

Insgesamt vier Zyklen Chemotherapie musste Vera über sich ergehen lassen. Weitere waren geplant. Was diese bei ihr auslöste, war das volle Programm: Übelkeit, Erbrechen, Durchfall, Müdigkeit, Schwäche, Haarausfall, Taubheitsgefühl an beiden Armen und Beinen. Gerade in Bezug auf den Haarausfall habe ich mich mit Christian erbittert gestritten und hätte ihm beinahe die Freundschaft aufgekündigt. Seine Frage »Hat sie schon Haarausfall?« hatte mich so erbost, dass ich ihn am Telefon angeschrien hatte, das sei nicht bei jedem so, jeder Fall sei anders. Lange Zeit hatte sie auch ihr langes Haar behalten, bis ich ihr eines Morgens beim Kämmen zusah und bemerkte, wie ihr die Haarsträhnen büschelweise ausfielen. Manchmal hatte sie auch geistige Aussetzer. Es war wohl nicht das gefürchtete »Chemo-

brain«, eher die psychische Belastung, vielleicht auch eine zu starke Schmerzmedikation.

So konnte es jedenfalls nicht weitergehen. Im Juni sollte sie zur »Roborierung« wieder ins Krankenhaus, dieses Mal auf die Palliativstation.

Die Palliativstation des Diakonissen-Stiftungs-Krankenhauses war nicht im gleichen Komplex untergebracht, sondern in einem separaten Gebäude. Es war nicht mehr das alte Krankenhaus aus dem 19. Jahrhundert, in dem meine Mutter gestorben war. Inzwischen stand dort ein Neubau aus den 1970er Jahren, der das Geriatriische Zentrum, die Schmerztagesklinik und die Palliativstation beherbergte. Von alten Speyerern wurde es immer noch liebevoll-abfällig »s' Spital« genannt, eine Erinnerung an das ehemalige »St. Georgenhospital«, das im Mittelalter durch eine Stiftung eines reichen Ratsherren gegründet worden war, zur Pflege und Versorgung von kranken, armen und gebrechlichen Speyerer Bürgern. Mittlerweile hatte der Neubau seine besten Tage auch schon wieder hinter sich: die mit Waschbetonplatten »verzierte« Fassade bröckelte, die Metallstreben, welche die einzelnen Einheiten des umlaufenden Balkons voneinander trennten, ächzten und klapperten, als ob sie jeden Moment auseinanderbrechen würden. Vera war nicht gerne hierhergekommen. Wenigstens schien die Sonne und ließ das Zimmer in einem hellen und freundlichen Licht erscheinen. Und sie hatte das Zimmer für sich alleine, Dusche und Toilette musste sie sich allerdings mit dem Nachbarzimmer teilen. Die Kanäle des Röhrenfernsehers konnten über Tasteneingabe am Telefon gewählt werden – »Hightech« aus den Siebzigern, Vera kam damit jedenfalls nicht zurecht.

Auf dem großen Container, in dem die schmutzige Wäsche gesammelt wurde, stand in großen Lettern »PALL« und so wird die Palliativstation auch vom Personal genannt. Sie verfügt nur über sechs Betten, sodass sich Ärzte und Pflegepersonal wirklich intensiv um die Patienten kümmern können. Besonders die Gespräche mit der Psychologin, Frau J., haben Vera und mir sehr gut getan. Mit Frau J. bin ich bis heute im Gespräch.

Der Stationsarzt versucht mir zu erklären, warum es für Vera keine Hoffnung gibt und zuckt hilflos mit den Schultern. Nicht weniger hilflos sage ich, in seinen fränkischen Tonfall verfallend: »Das kann doch net sein. Wir haben doch noch gar net gelebt«. Ein dummer Satz, der nichts mit den Fakten zu tun hatte. Wir hatten schon viel gemeinsam erlebt und bewältigt. Aber in diesem Moment schien es mir so, als sei alles nichts gewesen.

Eine Bekannte hatte mich auf die Klinik in Bad Bergzabern aufmerksam gemacht. Wie gerne sind wir in der Südpfälzer Landschaft gewandert. Wir hatten geplant, irgendwann einmal von Bergzabern über die Grenze nach Frankreich in das nahe gelegene Wissembourg zu laufen und dort zu übernachten, am nächsten Tag wäre es wieder zurückgegangen. Nun fahren wir zur Bergzaberner Klinik. Wir (vor allem ich, Vera ist ein bisschen skeptisch) erhoffen uns viel von der Behandlung dort. Es sei »eine onkologische Fachklinik, in der die klassischen Methoden der Schulmedizin mit innovativen Therapien (z. B. Hyperthermie) und komplementären Strategien kombiniert werden« heißt es auf der Website der Klinik. Auf den ersten Blick sieht das Gebäude (oder die Gebäude, es sind zwei getrennte Häuser) nicht wie ein Krankenhaus aus. Es soll mal ein Hotel gewesen sein und wirkt auch ein bisschen so. Ich lasse Vera erstmal im Wagen sitzen, sie ist noch ein wenig erschöpft von der Fahrt, und ich erledige die Aufnahmeformalitäten alleine. Die Sekretärin ist sehr freundlich, macht das routiniert und schnell. »Gehen Sie ins 2. OG, dort wird Ihnen eine der Schwestern das Zimmer zeigen.« »Gibt es einen Aufzug, meine Frau ist ...«. »Kein Problem, gehen Sie vom Parkplatz durch die erste Tür, dann ganz durch bis ans Ende des Ganges. Dort gibt es einen Aufzug.« Ich bedanke mich, gehe zurück zum Wagen. »Alles erledigt, Schatz. Du kannst schon auf dein Zimmer.« Ich nehme das Gepäck und gehe mit Vera zum Aufzug. »Wirkt gar nicht wie ein Krankenhaus und riecht auch nicht so«, sage ich beiläufig.

Die Oberärztin, Frau Dr. K. macht die Eingangsuntersuchung. »Sie sind eine sehr tapfere Frau«, sagt sie zu Vera.

An einem Sonntag im Juli saßen wir auf dem Balkon ihres Krankenzimmers und blinzelten in die Sonne. Die Jungs waren im Zimmer geblieben und schauten sich irgendeine Uraltserie auf dem kleinen Fernseher an, der an jedem Bett angebracht war. Kurz zuvor war Chefarztvisite. »Das ist jetzt mal ein Arzt gewesen«, sagte ich zu Vera. Dr. M. hatte uns die Laborergebnisse vorgelesen und das weitere Vorgehen erläutert. »Die Tumormarker sind um 80 Prozent zurückgegangen«. Zum ersten Mal schöpften wir Hoffnung und blickten optimistisch in die Zukunft. Noch zweimal war sie danach in dieser Klinik. Oft haben ich und die Jungs sie dort besucht. Einige Male habe ich auch mit Vera und den anderen Patienten das Mittag- und das Abendessen dort eingenommen. Um den letzten Aufenthalt musste ich regelrecht mit der Versicherung kämpfen. Ich höre mich noch, wie ich die Sachbearbeiterin am Telefon angeschrien habe: »Wäre es Ihnen lieber, wenn sie bald stirbt?« Das war natürlich ungerecht.

Es ist Ende November: Vera hat es sich nicht nehmen lassen in der Vorweihnachtszeit wie früher verschiedene Sorten von Plätzchen zu backen. Für sie und für uns war das ein Stück Normalität. Ich weiß nicht, woher sie die Kraft dazu nahm.

Was sollte ich ihr zu Weihnachten schenken? Im *Weltbild*-Katalog entdeckte ich ein Amulett, gefertigt aus einer »Sternschnuppe« (einem kleinen Stück eines Meteoriten aus Argentinien). Vielleicht habe ich etwas Magisches damit verbunden. Den Anhänger habe ich ihr als eine Art Grabbeigabe mit in den Sarg gegeben. Die Widmung habe ich behalten. Wie um es wieder und wieder zu beschwören, hatte ich geschrieben: »Wir gehören zusammen, wir bleiben zusammen. Ich weiß, dass wir es schaffen werden. Ich liebe dich.«

Was für ein Unterschied zu Silvester vor einem Jahr. Was ist inzwischen alles passiert. Es kommt mir vor, als seien wir gemeinsam durch die Hölle gegangen. Seltsamerweise bin ich trotzdem zuversichtlich. Ich habe einen Tisch in dem kleinen Chinarestaurant in unserer Straße reserviert, für Vera, mich, die Jungs und ein paar Freunde. Es ist kalt, aber Vera schafft es, die

200 oder 300 Meter zu laufen. Ich halte sie fest an meiner Seite. Was für ein Unterschied zu Silvester vor einem Jahr.

Unsere Stimmung war nicht ausgelassen, wie auch. Claus und Gerlinde bleiben noch nach dem Essen bei uns im Haus und verabschieden sich gegen 22 Uhr. Um Mitternacht stoßen wir mit den Jungs auf das neue Jahr an. Was wird es bringen?

In der ganzen Zeit hatte Vera schrecklich an Gewicht verloren. Die Onkologen schickten uns zur Ernährungsberatung. 44 Kilogramm wog sie nur noch, mit einem BMI von 15,4! »Kachektischer Ernährungszustand« nannte sich das. Mit Trinknahrung, sogenannter »Astronautenkost« hatten wir es schon versucht, aber sie schaffte es nicht mehr, mehr als ein, zwei Fläschchen am Tag zu schlucken. Die Beraterin schlug eine »parenterale Ernährung« vor, das war eine Möglichkeit, bei der der Verdauungstrakt umgangen wird und Flüssigkeit, Nährstoffe, Vitamine und Mineralstoffe direkt ins Blut gegeben werden. Da Vera zur Chemotherapie schon ein sogenannter Port gelegt wurde, ließe sich dieser als Venenzugang zur parenteralen Ernährung nutzen. Vera war schließlich einverstanden.

Ich habe lange mit dieser Entscheidung gehadert. Hatten wir durch diese Ernährung den Tumor »mitgefüttert«? Der neue Stationsarzt auf der Palliativstation hat es verneint. Es gäbe keine wissenschaftlichen Belege, dass durch eine solche Ernährungstherapie das Tumorstadium zusätzlich angeregt werden würde. Auch das Gegenteil sei nicht der Fall, es gäbe keine Möglichkeit, Tumoren gezielt durch Diäten oder Nahrungseinschränkung auszuhungern.

Anfangs sah es aus, als ob es aufwärts ginge. Morgens und abends kam die Pflegekraft von den Maltesern, um den Infusionsbeutel an- und abzustöpseln. An das Geräusch der Infusionspumpe, die die ganze Nacht lief, hatten wir uns schnell gewöhnt – irgendwie hatte das leise Klicken etwas Beruhigendes. Und sie bekam sogar wieder etwas mehr Appetit. Wenn ich ihr abends noch Toast mit Spiegelei oder Geflügelsalat machte, aß sie es mit großem Vergnügen. Schließlich wog Vera schon wieder

über 52 Kilogramm (nach dem Tiefstand von 44 Kilogramm). Der Umschwung kam über Nacht. Sie brachte keinen Bissen mehr herunter, ohne sich kurz danach zu übergeben. Sie »klotzte sich fast die Seele aus dem Leib«! Die Onkologen wussten keinen anderen Rat, als sie wieder ins Diakonissenkrankenhaus einzuweisen. Nach mehreren Untersuchungen und Therapieversuchen teilte uns der Chefarzt mit, dass therapeutisch nichts mehr für sie getan werden könne – nur noch palliativ. Also zurück auf die »Pall«.

Eigentlich hätte der Krankentransport um die Mittagszeit kommen sollen, aber er ließ auf sich warten. Ich packte Veras Habseligkeiten zusammen. Was nicht mehr in die Reisetasche passte, steckte ich in eine große Plastiktüte, die mir eine der Schwestern gegeben hatte. »Frau Kiefer« hatte sie noch darauf geschrieben. Was braucht ein Mensch bei seinem vorletzten Gang: Toilettenartikel, Schlafanzüge ... Endlich kamen die Helfer vom Roten Kreuz. Ein Mann mittleren Alters und eine etwas jüngere Frau. Beide sahen etwas vierschrötig aus. Für ihre nicht leichte Arbeit mussten sie wohl über etwas mehr Muskelkraft verfügen. »Bitte passen Sie auf«, sagte ich, als sie Vera auf die Bahre packten.

Sie war ja nur noch Haut und Knochen. Sie fuhren die Bahre zu einem der Patientenaufzüge und ich schleppte mich mit Reisetasche und Plastiktüte hinterher. Als wir unten auf den Krankentransporter zuzogen und die Frau sah, wie ich mich mit »dem Gepäck« abmühte, sagte sie: »Ach, hängen Sie doch die Tüte vorne an die Bahre, dann haben Sie es leichter.« Mit Schwung schoben sie die Bahre mitsamt Vera in das Fahrzeug und stiegen vorne ein, während ich neben Vera in der engen »Kabine« saß. Es war keine weite Fahrt, zu Fuß wären es etwa 700 Meter gewesen, in gesundem Zustand hätte sie das leicht in ein paar Minuten laufen können. Aber so. Der Krankentransporter ruckelte und schwankte und ich flog mehrmals gegen die Seitenwand. Ich dachte mir, dass das doch schlimm für Vera sein musste, aber sie schien es kaum zu bemerken.

Diesmal wussten wir beide, dass die Tage und vielleicht Wochen auf der »Pall« ihre letzten sein würden. Wie nimmt man Abschied von einem Menschen, wie regelt man die »letzten Dinge«, wie es gemeinhin heißt? Ich wusste es nicht, ich weiß es bis heute noch nicht. Ich war immer davon ausgegangen, dass ich vor ihr – der Jüngeren – gehe, zumal ich von beiden Elternteilen her eher für Krebs vorbelastet war.

Am Tag vor ihrem Tod, es war ein Samstag, saß ich wieder neben ihrem Bett, aber sie war kaum noch ansprechbar. Ich war verzweifelt und wusste nicht was ich tun sollte, verließ das Krankenhaus und suchte in der Altstadt die Wohnung von Freunden auf. Niemand öffnete, als ich klingelte. Claus war wohl wieder in seiner Firma; seit er die Geschäftsführung übernommen hatte, war er auch an Samstagen kaum noch zu Hause. Ich lief wieder zurück und seiner Frau Gerlinde direkt in die Arme.

»Ist etwas mit Vera, du siehst so bedrückt aus?« »Ich glaube, es geht zu Ende. Ich wollte euch besuchen, aber es war niemand da.« »Warte einen Moment«, sagte sie. »Ich sag nur kurz Bescheid, dass ich für heute Schluss mache, dann gehen wir zusammen ins Krankenhaus«. Sie ging in den Weltladen, in dem sie regelmäßig aushalf, und kam nach kurzer Zeit zurück. Schweigend gingen wir zusammen die kurze Strecke bis zum Krankenhaus.

Als ich abends nach Hause kam, wollte ich mich etwas mit Fernsehen ablenken. Es lief »Tod und Liebe«, der fünfte Fall des neuen »starken Teams«. Ich hatte das immer gerne gesehen, vor allem, als die großartige Maja Maranow noch dabei war. Auch sie war an Krebs gestorben. Diese Folge war düsterer als sonst. Die Frau des Haupttäters ist schwer krebserkrank, am Schluss verabreicht er ihr ein tödliches Medikament. Als die Polizei eintrifft, ist die Frau bereits tot, und ihr Mann stirbt durch »provozierten Suizid«. Das war wirklich keine Einschlafhilfe. Irgendwie schaffe ich es aber doch, ein wenig zu duseln.

Kurz vor Mitternacht klingelt das Telefon. Ich weiß, was das bedeutet. Es ist die Nachtschwester: »Es ist bald so weit. Bitte kommen Sie schnell.« Die Jungs sind noch wach. Hastig ziehe

ich mich an. Mit dem Auto zu fahren, traue ich mich nicht. Also gehen wir die nicht allzu lange Strecke zu Fuß durch die eisige Nacht. Keiner von uns spricht. Als wir auf der Station eintreffen, begrüßt uns die Schwester leise und sagt: »Noch kämpft sie. Aber es geht zu Ende.« Als wir ins Zimmer kommen, liegt Vera mit eingefallenem Gesicht in ihrem Bett. Sie ist kalkweiß, ihr Atem geht rasselnd. Ich setze mich vorsichtig auf die linke Seite des Bettes, Micha auf die rechte, Marcus steht am Kopfende. Micha und ich ergreifen jeder eine von Veras Händen. Ob sie noch etwas spürt, ob sie spürt, dass wir bei ihr sind? Manchmal glaubte ich, einen leichten Gegendruck zu erspüren. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir so saßen. Ihr Atem wurde immer schwächer, setzte manchmal ganz aus und kam dann doch wieder zurück. Die Abstände zwischen den Aussetzern wurden immer kürzer, die Atemzüge immer schwächer. Mir schwirrten tausend Gedanken durch den Kopf. Iris meinte, Vera und ich seien eine Einheit. Wir hatten so viel gemeinsam, das konnte kein Zufall sein. Unsere Väter waren beide viel älter gewesen als unsere Mütter. Beide Väter waren schon einmal verheiratet gewesen, beide im Ausland, sodass wir beide ausländische Halbgeschwister hatten. Das Grab meiner Eltern lag direkt neben dem Grab ihrer Großeltern. Aufgewachsen ist sie bei ihrer Tante, ich bei meiner Großmutter, da unsere Mütter, nach dem frühen Tod unserer Väter (beide waren wir sechs, als sie starben – wieder eine Gemeinsamkeit), für den Lebensunterhalt der Familie arbeiten mussten. Aber in unserer Heimatstadt waren wir uns nie begegnet. Kennengelernt hatten wir uns erst während des Studiums in Mannheim und stellten überrascht fest, dass wir beide aus derselben Stadt kamen. Es war keine »Liebe auf den ersten Blick«, dazu bin ich vielleicht ein zu nüchterner Mensch, aber wir fanden uns sympathisch, und langsam sind das Zutrauen, die Nähe und die Liebe gewachsen. Freiwillig hätten wir uns nie mehr getrennt, was nicht heißt, dass wir nie gestritten haben. Doch, das taten wir und manchmal sehr heftig, aber es wäre nie ein Grund für eine Trennung gewesen. Und jetzt sollte alles zu Ende sein? Sie hatte doch schon so viel

geschafft. Die Operationsnarben waren gut verheilt. Den schweren Sturz, bei dem ihre Schulter angeknackst wurde, hatte sie gut überwunden. Fast sieben Stunden saßen wir danach in der Notaufnahme. Wochenlang hatte sie deswegen geduldig einen Gilchristverband getragen.

Die Haare waren langsam, aber kräftig wieder nachgewachsen, sodass die Friseurin, die ihr kurzerhand eine »Glatze« geschoren hatte, meinte, sie hätte jetzt eine schicke Kurzhaarfrisur. Hätte ich mehr für sie tun können? Hätte ich sie nach Berlin in die Charité, nach Amerika in irgendeine Spezialklinik bringen sollen? Wenn ich das zaghaft bei ihr selbst habe anklingen lassen, lehnte sie immer ab. Sie wollte in ihrer vertrauten Umgebung bleiben. Immer wieder schaut die Schwester ins Zimmer, schaut nach Vera und schüttelt leise den Kopf. Es war vielleicht eine halbe, vielleicht eine dreiviertel Stunde vergangen, dann spürte ich keine Reaktion mehr. Man hört immer, das Sterben eines Menschen habe etwas Erhabenes. Mir war so gar nicht erhaben zumute. Ich fühlte mich einfach elend, war wie versteinert in meinem Schmerz. Ich wollte Vera einfach nur zeigen, dass sie nicht allein war, dass ich immer für sie da war. Als sie noch zu Hause war, habe ich abends vor dem Einschlafen immer zu ihr gesagt: »Wir bleiben zusammen. Wir gehen zusammen.« Aber das war nur eine romantische Vorstellung. Mein Bruder in Brasilien war kurz nach seiner Frau gestorben. Obwohl wir »nur« Halbbrüder waren, waren wir uns sehr ähnlich und hatten auch einen ähnlichen »Typ Frau« geheiratet, deshalb war ich der festen Überzeugung, auch in dieser Hinsicht würde unser Leben parallel verlaufen. Aber dem war nicht so. Wenigstens konnte ich Vera in ihren letzten Stunden beistehen. Beim Tod meiner Mutter und meiner Großmutter war ich nicht dabei, was mir bis heute nachgeht.

Die Nachtschwester stand in den letzten Minuten noch am Bett. Als es vorbei war, bat sie uns hinaus. Sie werde Vera jetzt »herrichten«, danach könnten wir wieder ins Zimmer und uns verabschieden. Draußen auf dem Gang bricht es aus mir heraus. Ich heule wie ein Schlosshund.

Etwas unbeholfen versuchen mich die Jungs zu trösten, indem sie mir die Hände auf die Schulter legen. Als die Schwester fertig ist, gehen wir wieder ins Zimmer. Sie hatte Vera schön hergerichtet. Auch das Zimmer: Auf dem Nachtschrank brannte eine Kerze. Die Balkontür war leicht geöffnet, der Vorhang bewegte sich leise im kalten Nachtwind. Mich fröstelte. Dass Vera so bleich und starr im Bett lag, machte mir Angst. Ich hauchte ihr einen Kuss auf die kalte Stirn.

Als wir am nächsten Tag zurückkamen, um das Zimmer auszuräumen, hatte ich den Eindruck, als ob sie mich anlächelt. Wahrscheinlich aber haben sich nur ihre Gesichtszüge entspannt ...?